

Wolfgang Borchert: *Nachts schlafen die Ratten doch*

Von Hans-Gerd Winter

Nachts schlafen die Ratten doch ist Ende 1947 in *An diesem Dienstag. Neunzehn Geschichten* veröffentlicht worden, dem ersten Band Borcherts, der im Rowohlt Verlag erschienen ist. Diese Kurzgeschichten spielen im Krieg und in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Sie sind dadurch gekennzeichnet, dass der politisch-historische Rahmen des Krieges, sein Ablauf und seine Ursachen nicht geschildert werden; die Perspektive wird verengt allein auf die Opfer des Krieges, vom einzelnen Soldaten – höhere Dienstgrade stehen nicht im Vordergrund – bis zur Zivilbevölkerung. Präzise Zeit- und Ortsangaben fehlen. Es geht um die exemplarischen Leiden des Einzelnen in einer prägnant umrissenen existenziellen Situation und/oder Konfrontation, der er ausgeliefert ist. Anfang und Schluss bleiben – wie in vielen Kurzgeschichten dieser Zeit – offen. Lage und Schicksal der jeweiligen Protagonisten verdeutlichen, dass der Krieg und seine Folgen, auch wenn sie nicht unmittelbar todbringend sind, das Individuum radikal entwerten, wenn nicht zerstören.

Károly Csúri hat als Grundstruktur von Borcherts Geschichten herausgearbeitet, dass ein Anfangszustand »in einem noch harmonischen Stadium virtuell-zeitloser Geborgenheit« über einen Übergangszustand in einem »disharmonischen Stadium zeitlich-historischen Ausgestoßenseins« »mit Hilfe ambivalenter Vermittlungsfiguren« in einen Folge- oder Endzustand »virtuell-zeitloser Geborgenheit (oder Schein-Geborgenheit)« überführt werde.¹

Diese Struktur findet sich auch hier – aber so, dass der Anfangszustand als vergangen vorausgesetzt wird. Er beinhaltet, dass der neunjährige Junge, aus dessen

Perspektive trotz der Er-Form erzählt wird, einmal eine Familie und einen vierjährigen Bruder gehabt hat. Ein Bombenangriff hat das Haus zerstört, der Bruder liegt tot in den Trümmern. Ob die Eltern noch leben, bleibt offen. Der Junge hält in der Nähe der Leiche die Totenwache. Dies ist der Übergangszustand; in ihm ist der Junge unsicher und ängstlich, weil er überfordert ist. Er ist ein allzu früh zum Erwachsensein gezwungenes Kind. Borchert stellt in ihm einen jungen Protagonisten seiner »Generation ohne Abschied«² dar, die viel zu früh »aus dem Laufgitter des Kindseins« in eine feindliche Welt gestoßen worden sei. Der Junge konnte und kann sich von seinem Bruder nicht verabschieden. Dazu verhilft ihm erst der Alte, indem er ihn dazu bringt, sich am Abend abholen zu lassen. Damit geht der Übergangszustand in einen Folgezustand über, der dem Jungen zwar eine vorübergehende Überlebensperspektive zu bieten scheint, wobei aber völlig offen bleibt, wie er weiterleben könnte.

Die Geschichte setzt ein mit der Schilderung der städtischen Trümmerlandschaft. Die unbelebten Trümmer werden personifiziert. Die Verben (»gähnte«, »döste«; 30) signalisieren Müdigkeit und Erschlaffung. Damit korrespondiert die expressive Farbgebung: »blaurot« (30) – der Übergang vom Tag in den Abend. Die emotionale Aufladung dieser nicht naturalistisch geschilderten Szenerie – man beachte auch die »vereinsamte Mauer« (30) – korrespondiert mit dem inneren Zustand des danach thematisierten Jungen. Die Szenerie am Ende der Erzählung unterscheidet sich von der Starre des Anfangs durch Bewegtheit und Lebendigkeit, was dem bevorstehenden Folge- bzw. Endzustand entspricht. Der alte Mann »lief mit seinen krummen Beinen auf die Sonne zu« (33), sein Korb »schwenkte aufgeregt hin und her« (34). Dieser Lebendigkeit korrespondiert, dass der Sonne jetzt die Farbe »Rot« (34) statt des matteren »Blaurot« (30) zugeordnet wird. Das »Grün« des Kaninchenfutters ist zwar »etwas grau vom Schutt« (34), signalisiert aber ebenfalls eine vorsichtige Hoffnung.